

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



20. Jahrgang 1920.

Nr. 3.

Als er ein Mann war.

Skizze von Anna Mosgaard.

(Nachdruck verboten.)

Von meiner Kinderliebe will ich sprechen. Kinderliebe! Wie lächerlich! Und doch wie süß, wie rein, wie unvergänglich! Der Gegenstand meiner Liebe war ein Sekundaner. Ein schöner, schlanker Knabe. Aber keine Tanzstundenliebe war's, keine Liebelei, in der man Verse „dichtet“ und in der Blumensprache spricht. Nein, es war kein Flirt.

Gar merkwürdig war unser Verhältnis, wenn ich die tiefe Zuneigung so nennen will. Ich trug damals noch die häßliche graue Waisenhauszöglingstracht, er war ein Kind des Glücks. Als einziger Sohn unseres Lehrers und Waisenvaters genoß er alle Freuden einer frohen Kindheit.

Das Glück machte ihn aber nicht gefühllos gegen fremdes Leid, sein Herz war gut. Täglich teilte er seine Butterstücke mit mir. Es tat ihm weh, zusehen zu müssen, wie ich mein Stück trodenes Brot hinunterwürgte. Manchmal frohen Augenblick danke ich seinem guten Herzen. Sein gestrenger Papa sah mit Groll unsere Freundschaft blühen. Er verbot seinem Jungen, mit mir zu sprechen und seine Butterstücke mit mir zu teilen. Nun fanden wir uns des Abends im Hof unterm großen Aufbaum.

Wie häßlich ist das doch, daß zwei Menschen sich ganz heimlich sagen müssen, „du, ich hab dich lieb!“ philosophierte ich damals. Warum? War das Liebhaben etwa Sünde?

Ich kannte damals die Welt, die Menschen noch nicht. So kam der Tag unserer Konfirmation. Heinz sah aus wie ein ganzer Mann. Elegant vom Scheitel bis zur Sohle. Weder der Siegelring noch die goldene Uhrkette und der Kneifer fehlten.

Ich — ach, ich — Aschenbrödel! Im schlichten, schwarzen Küstertleide, ganz glatt gearbeitet, kein Fältchen, kein Schmutz, stand ich ihm fast beschämt gegenüber. Heinz drückte mir verstohlen die Hand.

Am dritten Ostertage gab's für die Konfirmanden ein frohes Fest im „Neuen Garten“. Festsessen, Gesellschaftsspiele und Polonaise.

Überall herrschte Lust und Freude. Ich saß ganz still vor meinem Teller: es war ja Abschiedsfest. Nur noch eine Nacht mit Heinz unter einem Dache war mir beschieden. Wir saßen streng nach Rang: höhere Töchter und Gymnasiasten, Mittelschüler und Mittelschülerinnen, Volksschüler und Volksschülerinnen. Der Festsaal war so geräumig, daß ich Heinz fast nicht sehen konnte. Die Kluft zwischen ihm und mir tat sich auf.

Dann begann das Pfänderpiel. Ich mußte viele Pfänder setzen, denn ich war zerstreut. Dann kam ein anderes Spiel: Wie gefällt dir dein Nachbar? Oben bei den Gymnasiasten wurde angefangen. Heinz war der Dritte.

Wie gefällt dir dein Nachbar?

„Schlecht!“ hörte ich ihn rufen.

„Wer besser?“

„Annemarie — — —!“

Ich schrak zusammen. Mit Taschentuchschlägen trieb der Spielleiter die höhere Tochter auf meinen Platz, und ich mußte auf dem leeren neben Heinz sitzen. Ich, das Aschenbrödel, saß zwischen den Kindern des Glücks.

Heinzens Eltern warfen ihm drohende Blicke zu, die höhere Tochter sah sich geringschätzend in ihrer neuen Umgebung um. Alle waren gespannt, als die Reihe wieder an Heinz kam. Dann mußte ich natürlich wieder verschwinden. Ja, schon Kinder können grausam sein! Da ertönte es auch schon wieder: „Du, Heinz, wie gefällt dir dein Nachbar?“ Der überschlanke, blonde Knabe legte ordentlich Nachdruck auf seine Worte.

„Gut!“ — Wie fest und stolz Heinz das Wort gesprochen. Und so oft die Reihe an ihm war, ertönte es von neuem: „Gut!“ Ich durfte neben ihm sitzen bis zum Schluß. Er trogte seinen Eltern, er trogte allen bösen Blicken. Er war ein ganzer Mann. Wir machten die Polonaise zusammen. Wie in einem schönen Märchentraum schritten wir Hand in Hand durch den magisch erleuchteten Garten. Wir waren glücklich. Am nächsten Tage nahmen wir Abschied voneinander. Zum letzten Male standen wir unterm Aufbaum. In der Scheidestunde tauschten wir den ersten, schüchternen, ungeschickten Kuß. In der Scheidestunde gelobten wir uns Treue.

Dann trat ich hinaus ins Leben. Mutig ging ich den dornenvollen Pfad, der mir beschieden war. Jahr um Jahr verging, immer steiler ward der Pfad. Ich hatte zur Feder gegriffen, ich suchte Kraft in nimmermüder Arbeit. Immer vorwärts! Und vor mir schwebte eine lichte Gestalt, meine Kinderliebe.

Am schönen Ostseestrande sahen wir uns wieder. Dort wurde mir von einem Freunde Rechtsanwalt Heinz Uhlde vorgestellt. Dieser Durchschnittsmensch mit dem nichts-sagenden Gesicht, das war der schlankke Jüngling mit dem guten Herzen? Er kannte mich natürlich nicht. Zu dreien saßen wir am Strande und sprachen vom Wetter, Theater, von Politik sogar. Rechtsanwalt Heinz Uhlde gähnte gelangweilt. Bald hatte ich's heraus, daß er glücklicher Gatte und Vater war. Glücklich Gatte? Heinz war kein Schauspieler, seine Mienen ließen sich nicht gebieten. Er war nicht glücklich. — Vor uns spielten zwei Kinder im Sande, ein etwa dreizehnjähriger Knabe baute einen Wall für seine etwas jüngere Gespielin. Ich sah Rechtsanwalt Heinz Uhlde an — er gähnte. Ich sprach von der Süße, der Reinheit einer Kinderliebe. — „Lächerlich, diese Jugendorheiten“, sagte er müde. Das bleiche Waisenkind hatte er also vergessen, er schämte sich seiner Kinderliebe. Als Knabe war er ein Mann gewesen, als Mann war er ein großes Kind.

In den Wellen spiegelte sich die Abendsonne, der Wind träufelte die Wellen. Ich stand auf und empfahl mich. Den Knaben habe ich geliebt — der Mann ist mir gleichgültig.

Frühling.

Ein Chanson.

Die Frauen machen wieder Straßentoilette
Und blüheblank die Frühlingssonne schmunzelt,
Der Glieder nicht jetzt wieder bläulich — violette,
Und alle Stirnen schimmern glatt und schön entrunzelt.
Aus allen Blumen Blütenstaubgepinste
Entlocken viele Biennen wieder Honig,
Und treiben — unmoralisch — Liebeskapplerdienste,
Denn Blumen lieben ja bekanntlich nur platonisch.

Mit Liebesackeln die Kastanien kokettieren,
Die trozig zwischen grünen Floren schweben,
Und Pärchen sieht man, die sich gar nicht mehr genieren,
Und wieder mal im siebten Himmel leben.
Der Frühling kam, und ob auch viele schimpfen
Und schwören auf das Barchentkleid der Tugend,
Er kam mit spinnwebart gehauchten Strümpfen
Und offenen Blusen — heißt das — für die Jugend.

Und auch die letzte, ramponierteste Barade
Streift eine Quaste doch der bunten Frühlingsfahne,
Und säckelt sanft die ausgehöhlte Wade
Des Armisten, daß auch er den neuen Frühling ahne.

2. Stambul. Wiesbaden

Feierabend.

Von Elisabeth Böhmer, Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

Der Tag neigt sich. Das Menschenkind empfängt
seinen Gruß und atmet auf. — — —
Sie hat tüchtig gewerkt. Nun blüht und blinkt
alles der neuen Woche entgegen. Aber sie ist erschöpft,
so richtig körperlich müde. Sie hat sich ordentlich regen
müssen, um die anstürmenden Gedanken zu vertreiben.
Sie klingen in ihr auf wie das Motiv der Unergründlich-
keit, das sie doch zum Ganzen gestalten soll. — — —

Heute will sie ruhen von den Geistern, die sie
zwingen, ihre geistigen Kräfte zu formen. Sie zehren
an ihrem Mark, denn sie muß aus schlummernden Tiefen
das Gold durch alle Schlacken empotringen. Es muß
geboren werden! — — —

Nein, heute ist sie müde, sie will Feierabend halten.
Sie läßt sich in den alten Sessel fallen, der wie eine
gute, stille Ruhe in der Ecke steht. Und wie sie sich eng
hineinschmiegt, überkommt sie ein wohliges Gefühl des
Vollbrachten. Jetzt das Ausspannen genießen, die
Glieder dehnen und sich von einer sanften Käuzigkeit ein-
wiegen lassen. So aufgelöst — ohne Gedanken — von
einer zarten Melodie getragen. — — —

Draußen beginnen die Gloden zu läuten. Metallen
und ehern schwingen die Töne, hallen wider in dem
kleinen Raum und erfüllen ihn ganz. Und sie läßt sich
von ihnen grüßen und fühlt ihre Stärke. — — —

In den Eden knackt und kracht es leise. Ein feines
Flüstern und Raunen, — die kaum gebannten Geister
drängen hervor. Unsicher und unbestimmt schlingen sie
den Reigen und verschleichen die Ruhe. Sie locken und
gaulen und umkreisen die Schaffensmüde. „Gehr“,
wehrt sie, „laßt mir meinen Feierabend!“ — — —

Sie legt den Kopf weit zurück und schließt die Augen.
Träumen möchte sie, in unbekannte, strahlende Fernen
fliegen, das Reich der Schönheit schauen. — — —

Bilder tauchen auf. Eines reiht sich an das andere,
deutlich greifbar die Begebenheiten. — — —

Sie spürt ein Ziehen und Bohren. Sie fühlt, wie
Schöpferkraft sie mehr und mehr durchdringt. Nun muß
sie gestalten, muß die Erfüllung zwingen. — — —

Sie wehrt sich, denn ihre Stunde ist hart, sie fordert
ein Stück ihres Lebens. — — —

Das Rauschen in ihr wird stärker. In mächtigen
Wellen brandet ihr aufgewühltes Denken. Sie wird fort-

gerissen in einen Strudel, und die Wogen schlagen über
ihr zusammen. — — —

Und durch das Meer braust eine erhabene Weise. —

Der Kopf ist ihr dumpf und schwer. Aus dem Ge-
woge steigen leuchtende Tropfen und zerfliegen an der
Oberfläche. — — —

Unwillig erhebt sie sich und schreitet durch den
Raum. Sie sucht sich von der ungeheuren Gestaltungs-
kraft zu lösen und wird fast zu Boden gedrückt. — —

Um sie herum singt und tönt es. Die Gedanken
tanzen und wiegen sich im Takt. Sie huschen und tollern
und kreuzen hin und her. — — —

Fort ist die Ruhe des Genießens. — — —

Überwunden von der tragenden Fülle bereitet sie sich
vor für die Stunde ihres Gebens. — — —

Tief will sie voneintauschen in die Flut, den Schatz
zu heben. Sie will ihn fassen, er entgleitet ihr —
plötzlich gähnt ihr weite Ebbe entgegen — — und wie
von ferne lüchert und höhnt es. — — —

Silberhelle Töne perlen auf, ein Tuscheln und
Wispern. Gespanntes Kauern vor dem Überfall. — — —

Sie wartet. — — —

Ruhig in sich geschlossen lauscht sie. — — —

Traumstille. — — —

Dann kommt die Kraft zurück mit wuchtigem Stoß,
teilt sich, stürzt und purzelt um sie her und will ent-
sichern. Sie greift hinein in das Chaos und zwingt den
Lebenskeim hervor. Hart ist das Ringen um Erkenntnis
und schmerzhaft das Mühen, bis das Ganze geformt, wie
sie es mit ihrem geistigen Auge erblickt. — — —

Ihrer Liebe Kraft gießt sie hinein, dem Kind ihres
Geistes die Seele zu geben. — — —

Nun liegt es vor ihr und regt sich sacht und atmet
leis. — — —

Wie befreit dehnt sie die Glieder, aber keine laute
Freude und Befriedigung taucht auf über das Erreichte.
Mit stiller Wahnmut schaut sie darauf nieder. Die Seh-
sucht nach Vollkommenheit klingt in ihr auf. — — —

Still betrachtet sie ihr Schmerzenskind. Wonne und
Weh hat sie sich mit ihm losgerungen. Nun strahlt ein
warmer, heller Schein von ihm aus und hüllt sie ein. — — —

So trägt sie es auf ihren Ruheplatz. — — —

Ein feines Lied haucht träumend in ihren Feier-
abend!

Aus der Geschichte der Fastenspeisen.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

(Nachdruck verboten.)

Allgemein weiß man von den alten Deutschen, daß sie „immer noch eins tranken“. Wer sich aber mit ihren Speisefarten beschäftigt — ein Zeitvertreib, der freilich eben jetzt wenig froh macht —, wird finden, daß sie auch in dieser Hinsicht allerlei vermochten. Diesem schwelgerischen Genießen hat erst — teilweise wenigstens — das Aufkommen der christlichen Lehre auf deutschem Boden ein Ende gemacht, indem die damals allmächtige kirchliche Gewalt das allzu „weltliche“ Jahr mit kürzeren oder längeren Fastenzeiten durchsetzte, wobei namentlich die Klostergeistlichkeit den „allgemeinen Christenmenschen“ mit vorbildlicher Bedürfnislosigkeit und z. T. rührender Entsagungsfreudigkeit voranging.

Im allgemeinen herrscht wohl die Ansicht, daß diese mittelalterlichen Fastengebote sich in der Hauptsache nur auf Enthaltung von allem Fleischgenuss in den Fastenwochen vom Aschermittwoch bis zum Ostersonntagmorgen und außerdem noch an gewissen, besonders heiligen Tagen, vor allem an allen Freitagen, beschränkten. In Wirklichkeit gingen sie aber viel weiter. Der Genuss alles dessen, was von einem Tiere stammt, also auch die Milch — und aller aus Milch bereiteten Speisen, wie Butter und Käse, ja auch des mit Milch, Butter und Eiern hergestellten Gebäcks, war den gläubigen Christen in der Fastenzeit versagt. Denn auch das Ei gehörte dazu. Es galt, nicht ganz mit Unrecht, als „Caro liquida“: flüssiges Fleisch, was aus dem Grunde besonders schmerzlich war, weil die Hühner nun einmal gerade in der Fastenzeit am besten legten. Sogar Honig gehörte dazu, weil er ein Erzeugnis der Bienen war. Da aber der Honig lange Zeit der einzig mögliche Süßstoff war, waren die Fastenwochen nicht nur lerge, sondern in Wirklichkeit oft saure Wochen.

Unter diesen Verhältnissen hatten begreiflicherweise die Hausfrauen auch damals schon ein schweres Wirtschaften, sofern ihre Tischgäste nicht so leicht zufriedenzustellen waren wie die Zisterziensermönche, die grundsätzlich nur von Fischen lebten, in Beherzigung jener damaligen naturwissenschaftlichen Erkenntnis, die besagt: „Piscis non est caro“: Fisch ist kein Fleisch. Die frommen Männer verstanden es jedoch, aus diesen Verhältnissen auch allerlei Vorteil zu ziehen, indem sie nicht nur für ihren eigenen Bedarf Fischweihen anlegten, sondern die Fischzucht im großen betrieben. So erzielte daraus beispielsweise das holländische Kloster Prieck einen jährlichen Reinerwerb, der dem von anderthalbhundert Kühen gleichkam, indem es lebende Hechte, Kachse und Forellen in großen hölzernen Kufen über zwanzig Meilen weit versandte. In Frankfurt an der Oder sammelte man den reichen Fischsogen, den der Strom hergab, nach Ausweis der dortigen Stadtrechnungen aus dem 14. Jahrhundert in den breiten und tiefen Festungsgräben, die damals die ganze Stadt umgaben, um sie ebenfalls während der Fastenzeit weit und breit zu versenden. Der Deutsche Orden in Thorn legte sich aufs Räubern von Fischen, mit denen er zu derselben Zeit viele große Märkte versorgte.

Damit aber ja niemals Mangel und auch Abwechslung an Fischspeisen, namentlich an den großen geistlichen und weltlichen Höfen, herrichte, kam außerdem die weitverbreitete Sitte auf, daß man überall den ersten Fang, wenn das Eis von den Flüssen und Teichen wich, dem Landesherren mit schuldiger „Verehrung“ zu Füßen legte. So übersandte der Rat zu Döbeln dem Dresdener Hofe von 1393 ab viele Jahre hindurch regelmäßig sechs bis acht Schock der ersten in der Mulde gefangenen Steinbeißer und die Fischer am Zwicknauer „Meer“ schon viel früher dem oldenburgischen Hofe das erste „Bund“ Halse. Noch mehr als an solchem Kleinzeug war den großen Herren aber begreiflicherweise an Großfischen,

vor allem Kachsen, gelegen, und aus der anfangs freien Spende entwickelte sich im Laufe der Zeit Zwang und Recht, so daß Kurfürst August von Sachsen in den Jahren 1581 und 1582 wiederholt Befehl erließ, ihm alle von den Fischern gefangenen Kachse, Lampreten und Neunangen — allerdings gegen Bezahlung — an die Hofküche abzuliefern. In besonders merkwürdiger Weise wurde eine solche „Rechtsfrage“ im Jahre 1413 anlässlich eines Erbvergleichs zwischen dem Fürsten Albrecht von Anhalt und seinen Neffen entschieden. Danach sollten letztere ihrem Oheim jährlich 18 Kachse liefern, damit aber keine Partei „überevorteilt würde“, d. h. in diesem Falle „zu gut wegkäme“, wurde weiter bestimmt, daß die Neffen den erstgefangenen Kachs bekommen sollten, er den zweiten und so fort, wie sie gefangen würden.

Manche Landesherren konnten gar nicht oenug Fische bekommen. So der schon erwähnte „Vater August“ von Sachsen, der in einem Dankschreiben für den ersten Kachs der Stadt Mittweida bemerkte, „Nachzügler wären auch nicht zu verachten“. Anders aber wurde der Fischsogen zu groß, so einem Erzbischof zu Trier, der deshalb eine ihm vom Stift zu Kollerswerth zustehende Jahresabgabe von acht Gänzen und 416 Pfund Salm in Geld umwandeln ließ. Aber nicht nur lebende Fische wurden auf solche Weise den geistlichen und weltlichen Grundherren zum Geschenk gemacht, auch Heringe gingen ihnen in vollen Kässen zu. In vielen alten Klosterrechnungen ist sogar von langfristigen derartigen „Stütungen“ die Rede. Die merkwürdigste derselben ist wohl die Verdener „Käseabspende“ für die dortige Domgeistlichkeit, die auf niemand anders als den berühmten Führer der „Eise-deeler“ oder „Viktualienbrüder“, Klaas Störtebeker, zurückgeht, der damit Buße für sieben Todsünden leistete.

Doch was ist Fisch? Ich erwähnte schon den alten Grundsatz: „Fisch ist kein Fleisch.“ Aber wie war es denn mit den Tieren bestellt, die vorzugsweise nur von Fischen lebten, wie etwa der Fischotter und der Biber? In einer Philosophie der mittelalterlichen Klosterküchen, die Ludwig Ganghofer in seinem Roman „Der Klosterjäger“ aus dem 14. Jahrhundert mittelt, heißt es darüber: „Da der Biber Fische frisst, so verzehrt man in seinem Braten kein richtiges Fleisch, sondern ein Teilchen von jedem Hecht und Karpfen, von jeder Grundel und Schleie, die der Biber schmausste.“ Folglich wurden auch diese Tiere in der Fastenzeit unbedingt aufgezählt, und namentlich Biberichwänze und -füße galten als ausgetuchte Lederbissen. U. a. hatte Kurfürst Friedrich der Sanftmütige von Sachsen eine große Vorliebe dafür. In der Fastenzeit des Jahres 1480 schrieb er an seinen Schöpfer zu Wittenberg: „Wir begehren mit fließe, das du uns nichtest vier lebende Kachse, darzu Byberszegel (Biberichwänze), alsnil du der gehaben kanst, und das alles uff den guten Freitag (Karfreitag) geim Mißen (Meißen) schickst.“

Man ging aber in dieser „praktischen Philosophie“ noch viel weiter. Man erkannte schon zeitig, daß auch zwischen Vögeln und Fischen mancherlei große Abereinstimmungen bestehen und so wurden auch „Trauerenten“ — denen wohl in erster Linie ihr Name zum Verhängnis wurde — und sogar Gänse als Fastenspeisen nicht verschmäht. In letzterer Hinsicht wirkte eine Entscheidung entscheidend, die der Mönch Gerwardus zu Tilbury im Jahre 1211 der staunenden Mönche kundgab. Er schrieb darüber im 73. Kapitel seiner „Missetanden“: „In der Grafschaft Kent, bei der Abtei Faversham, entstehen am Mieresstrande Bäumchen nach Art der Weiden. Aus diesen sprossen Knoten, fast wie Knospen neuer Triebe, die, wenn sie ausgewachsen sind, in Vögel verwandelt werden. Diese hängen die ihnen von der Natur erteilte Zeit hindurch am Schnabel abwärts und fallen

nach der Belebung, und nachdem sie gleichsam ihre Jugendperiode durchgemacht, mit sanftem Flügelschlag ins Meer." Unter Berufung hierauf wurde diese „Baumgans“ (*Branta bernicla* L.) tatsächlich jahrhundertlang als Fastenpeiße verzehrt, auch noch, nachdem der Holländer J. de Vera schon längst die Niststätte dieser Vögel auf Spitzbergen festgestellt und im Jahre 1599 in einem Buche beschrieben hatte.

Doch man wußte sich auch noch in anderer Weise zu helfen. Ein besonderer Übelstand war es, daß die Fastengebote, weil sie ganz allgemein erlassen wurden, auf die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Länder und damit auf die Lebensführung ihrer Bewohner keine Rücksicht nahmen. So traf es die Deutschen besonders hart, daß sie ausgerechnet zu allen hohen Kirchenfesten — wegen des Verboths von Milch, Eiern und Honig — keine Kuchen backen durften, während die Südländer sich wenigstens statt der Butter mit Öl behelfen konnten, das im Norden in gleicher Güte nicht zu haben war. Deshalb wandten sich beispielsweise die sächsischen Landes-

herren Ernst und Albrecht — das durch den „Prinzenraub“ im Altenburger Schlosse bekannte Brüderpaar — im Jahre 1491 und später noch mehrfach mit ausführlich begründeten Eingaben an den Papst, das Butterverbot für ihr Land aufzuheben. Und ebenso oft, wie sie baten, wurde ihrem Ersuchen entsprochen, doch mußte jeder Hausvater einen zwanzigsten Goldgulden dafür zahlen, und noch im Jahre 1513 wurde den Geistlichen eingeschärft, niemand zu absolvieren, der nicht zuvor sein Geld in den Kasten legte. Ein Teil dieser Steuer wurde als „Peter-pfennig“ nach Rom geschickt, ein anderer auf „heilige Werte“ im eigenen Lande verwandt. So wurde, wie es der Volksmund damals bezeichnete, beispielsweise der kurz vorher eingeweihte Freiburger Dom „aus der Butterbüchse“ neu aufgebaut und auf Grund anderer solcher „Butterbriefe“ die Torgauer Elbbrücke und die Frankfurter Mainbrücke wieder hergestellt; denn auch Brücken galten damals als „heiliges Wert“, nennt sich doch der Papst selbst „Pontifex maximus“, ganz abgesehen davon, daß auf den meisten Brücken Kapellen und Gnadenbilder standen.

Spiele und Rätsel.

Schach.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatts zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Verantwortlich R. Wedesweiler.

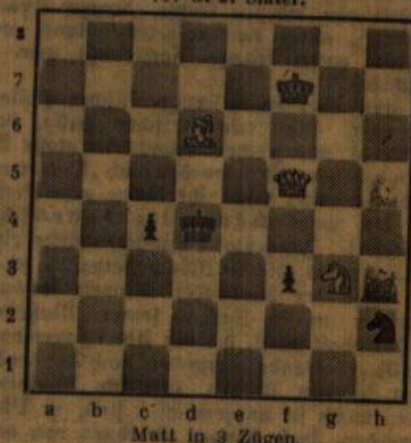
76. Koltz u. Kockelkorn.



Matt in 3 Zügen.

(Ein Problem von ganz besonderer Schönheit und Originalität.)

77. G. J. Slater.



Matt in 3 Zügen.

(Preisgekrönt in einem engl. Turnier.)

78. S. Loyd.

Weiß: Ke3, Dd4, Tf8, h5, La3, Sb7, Bg5. — Schwarz: Ke6, Bd6, f7. (Matt in 2 Zügen; Schachgebot im ersten Zuge.)

Der schönen Idee wegen, die nach der Hauptantwort von Schwarz ein reizendes Mattbild entstehen läßt, setzt sich der berühmteste aller Schachdichter hinweg über die Grundgesetze der Problemerkunst.

79. Salvio.

Weiß: Kg1, Tg7. — Schwarz: Kh3, Te8, Bg2, g4. (Weiß am Zuge erzwingt Remis; — sehr leicht.)

Lösungen.

Nr. 62. 1. g4! (Nun sind 11 Abspiele möglich, die alle leicht zu finden sind.) Nr. 63. Auf a6 stand ein schwarzer Springer und Schwarz hatte eben c7—c5 gezogen. Weiß antwortete darauf: b5×Sa6. (Diagrammstellung.) Diesen Zug nimmt Weiß zurück und setzt mit b5×c6 e. p. matt. Die Feinheit der Aufgabe bestand darin, daß auf a6 nur ein schwarzer Springer, keine andere Figur oder ein Bauer gestanden haben konnte. Nr. 64. 1. a7, Tc4; 2. d4, T×d4, 3. Se3#. 1. ... Sf4; 2. Sb6+, Ke5; 3. d4#. 1. ... ffd, 2. a8S, D×d3, 3. Sb6#. 1. ... e; 2. ... Dd8, 3. Se7#. Nr. 65. 1. Lf1, e2; 2. Db4, e×f1D; 3. K×f1, Kd1; 4. De1#. Nr. 66. 1. h3, Lg5; 2. Ke3, L×f4+; 3. K×f4, g5; 4. Kf5, g4; 5. h×g4#. Nr. 67. 1. Db2, a1D oder T; 2. De1+, D×e1#. 1. ... a1L; 2. De3+, L×e3#. 1. ... a1S, 2. Da3, Se2#.

Sämtliche Aufgaben richtig gelöst haben die Herren A. Dochnahl (Buchpreis: v. Schewe: Der Geist des Schachspiels), F. Schneider (Buchpreis: Schulte-Limbeck: Typische Mattstellungen), J. Jäger (Buchpreis: J. Mieses: Der Schachlotse). Alle Aufgaben außer Nr. 67 löste Herr H. R. (Trostpreis: B. Kagan: Der Schachlehrer). Nr. 62 und 66 löste Herr F. G. und A. M., Nr. 62 und 65 Herr Bl. — Nr. 62 noch Herr M. D.

Umkehr-Rätsel.

Wenn grünt und sprießt das Wort — zur Flucht
Der Winter sich dann wendet,
Kommt umgekehrt es in sein Haus,
Ein Leben ward beendet.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 2.

Ein gesunder fleißiger Mensch ist nie arm.